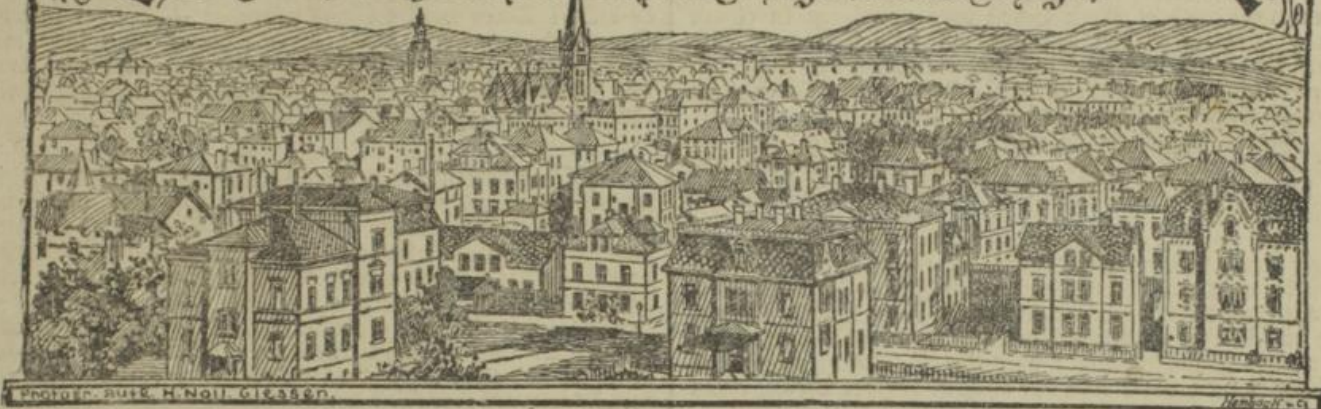


# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wir wollen nicht denken, Mary, nein! Jetzt habe ich dich wieder und lasse dich auch nicht mehr! Komm, setz dich wieder zu mir — dann bin ich zufrieden. Diese Sünde, wenn es Sünde ist, wird uns Gott schon verzeihen!“ Und er küßte sie wieder in heißer Leidenschaft. Ihr Gesicht glühte unter seinen Küßen, und sie vergaß alles in seinem Arm. Innig blinzelte seine dunklen Augen lieblosend auf sie, streichelte er ihr Gesicht, ihr Haar — und leise erzählte er ihr dann, wie und wodurch seine Verlobung mit Gabriele Ulrich zustande gekommen war, von jenem unglückseligen Abend auf dem Friedhof, wo er ihr Taschentuch gefunden — von seinem Friedhof, wo er ihr Taschentuch gefunden — von seinem Schmerz um sie, und dann von seiner so unglücklichen Ehe. „Das Kind, Mary, ist mein einziger Trost in diesem elenden Leben; wenn ich den Jungen nicht gehabt hätte — wer weiß — und dann, mein Süßes, verzehrte mich die Sehnsucht nach dir! Wenn du mir wenigstens nur einmal noch ein Lebenszeichen gegeben hättest! — Sag mir, wie kommst du eigentlich in dieses Gewand? Wo bist du in den Jahren gewesen?“

„O Wolf, das ist eine traurige Geschichte; erlaß sie mir —“ bat sie.

„Nein, nein, erzähle mir; ich will teil an deinem Leid haben! Wer weiß, ob das Geschick uns je eine solche Stunde wieder beschert.“

Eng an ihn geschmiegt, erzählte sie stotternd, oft durch seine Liebeslungen unterbrochen. „Nach meiner Abreise damals ging ich zunächst nach Berlin und nahm in einem feinen Hause eine Stelle als Kinderfräulein an; in ein Geschäft wollte ich nicht wieder, wenigstens vorläufig nicht. Aber der Hausherr war zudringlich geworden; er hatte mir die verlockendsten Anerbietungen gemacht, so daß meines Bleibens in dem Hause nicht mehr sein konnte. So ging ich denn als Gesellschaftlerin zu einer älteren, reichen alleinstehenden Dame, zu einer Frau Doktor Walter, die in einem kleinen Dorfe Thüringens in der Nähe von Weimar zurückgezogen lebte. Wir beide schlossen uns eng aneinander; ich wurde von ihr wie eine Tochter gehalten und geliebt bis — bis eines Tages —“ sie stotterte —

„Weiter, Mary, weiter, was war —?“ fragte er.

„O Wolf,“ sie verbarg ihr Antlitz an seiner Brust, „ich kann es nicht sagen —“ eine schreckliche Ahnung durchzuckte ihn da; er hob ihr glühendes Gesicht empor und sah in die tränenschimmernden Augen — „Mary?“ — sie nickte — „ja, Wolf, bis ich —“ Wolf, ich war der Verzweiflung nahe; ich wollte sterben, fand aber nicht den Mut — Wolf, diese Tage der Angst und Qual werde ich nie vergessen! — Meiner mütterlichen Freundin war mein gedrücktes Wesen auf-

gefallen; sie forschte nach der Ursache, und zu ihren Füßen bekannte ich alles. So gut sie war, hatte ich doch nicht den Glauben, daß sie mich danach behalten würde und sah mich schon hinausgestoßen in die erbarmungslose Welt. — Da, hatt dessen hob sie mich liebevoll empor — „armes, armes Kind,“ sagte sie nur. — Wolf, ich durste bei ihr bleiben; sie stand mir wie eine Mutter zur Seite, sonst wäre ich ins Elend und Schmerzen gestorben —“

Wolf war aufgesprungen und ging hastig ans Fenster. Das Gesicht an die Scheiben gelehnt, stand er da, von dem Gehörten tief erschüttert. „Achtung wandte er sich endlich um — und das Kind, Mary?“ stieß er hervor.

„— war ein Knabe und trug deine Züge, deinen Namen, Wolf,“ sagte sie leise. Er umspannte ihren Arm so fest, daß es sie schmerzte.

„Mary, Liebste — und wo ist er? Warum hast du mir nie davon geschrieben?“ Traurig schüttelte sie den Kopf. „— dir das Herz schwer machen? Nein! Vor anderthalb Jahren habe ich ihn begraben. Hier ist sein Bild!“ Sie öffnete auf der Taille ein paar Knöpfe und zog ein Bild hervor, das ein bildschönes Kind von zwei bis drei Jahren darstellte. Hastig griff er danach und blieb lange im Anschauen versunken, während es gar wunderlich in seinen Zügen zuckte. Dann verglich er es mit dem schlafenden Kinde — ja, sie waren einander ähnlich wie nur Brüder sich gleichen können. Tief erschüttert barg er sein Haupt in Marys Schoß und weinte heiße Tränen; sein Körper bebte von der inneren Aufregung. Beruhigend strich sie mit der Hand durch sein lockiges Haar.

„Mary, warum hast du geschwiegen?“ höhnte er, „du hast unrecht getan, mir dies Kind vorzuenthalten; ich hatte ein Recht darauf! O wie hätte ich es lieb gehabt! Und nun ist es tot, ohne daß ich es gekannt habe. Lasse mir wenigstens das Bild, ja?“

„Behalte es, Wolf, ich habe noch einige! — Warum ich dir nie davon geschrieben? Erstens wollte es Frau Doktor Walter, der ich mich bedingungslos unterwarf, nicht, und dann wäute ich dich glücklich — zufrieden! Warum da den Frieden deiner Ehe stören? Ich wollte tot sein für dich! Und nun ist es doch anders gekommen! — Höre weiter! Frau Doktor Walter behielt mein Kind bei sich und schloß es in ihr Herz. — Und ich mußte doch arbeiten, verdienen — und wenn es nur wenig war; aber einen Beruf mußte ich wieder haben. So ging ich fort, um die Krankenpflege zu erlernen — und im Dienste der leidenden Menschheit das zu sühnen, was ich aus Liebe zu einem Einzelnen gescheit. Dem Schwesternverband konnte und wollte ich nicht angehören, da ich nicht mehr unbescholten war — aber als Privatpflegerin für die Armut ist man immer willkommen! — Wolf, das Kind war meine ganze Sonne! Ich lebte nur für meinen süßen Knaben, und die Zeit, die ich mit ihm zusammen sein konnte, war meine Erholung. Dann, Wolf, kam eine schreckliche Stunde für mich — wohl die schwerste meines Lebens! Ich hielt einen Brief in der Hand mit der Mitteilung, daß mein süßes Kind einem Croupanfalle erlegen sei.“ Sie schwieg, von

der Erinnerung überwältigt: Sanft strich er über ihr blondes Haar. „Armes Kind — und immer allein!“ Mit leuchtendem Auge sah sie zu ihm empor: „Ja, Wolf, allein! — Erlaß mir die Schilderung meines Schmerzes; mein Einziges auf der Welt war mir genommen, und ich mußte still sein, durftest nicht klagen! — Seit ich das Kind habe hergeben müssen, Wolf, bin ich still und ergeben geworden; jede Sehnsucht nach Glück habe ich aufgegeben — die Stunden, wie vordem, in denen ich nach Liebe, nach Dir — mich krank gelehnt — die kamen nicht wieder! Mein Leben war eingesargt in einem kleinen schmalen Kasten draußen auf dem Friedhof.“ Sie faltete die schmalen Hände und neigte ergeben den Kopf. In ihrer Haltung prägte sich ein solcher Schmerz und dabei solche rührende Ergebenheit aus, daß es ihn erschütterte.

„Mary, mein geliebtes Weib,“ jammerte er, „und ich habe nichts davon gewußt —“ er faßte ihre beiden Hände und drückte sie so krampfhaft, daß sie sie ihm mit einem leisen Wehruf entzog.

„Der Schluß ist kurz, mein Wolf,“ fuhr sie fort, „ich pflegte Kranke unter dem Namen Konsuelo —“ — „deren Trost du auch bist,“ schaltete er innig ein, — „bis ich durch Vermittlung meiner gütigen Freundin, Frau Doktor Walter, nach hier kam in die Privatklinik des Doktor Hamann, dessen Frau eine Jugendfreundin von ihr ist. Doktor Cornelius verkehrt in dem Hause und hat mich in voriger Woche, einen seiner Patienten zu pflegen — es war dein Hasso!“

„Und so fanden wir uns wieder,“ sagte er tief erschüttert.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wir hätten uns nicht wieder gesehen — wozu alte Wunden aufreißen!“

„Rein, nicht so, Mary — rede nicht so; es sollte so kommen! O, mein Märchen, gehöre mir wieder wie früher — lasse uns wieder glücklich miteinander sein. — Verlasse diesen Beruf, du bist zu schade dazu —“ drängte er.

„— und deine Frau, Wolf?“

„Sie mag gehen,“ sagte er hart. „Ich habe es ihr mehr als einmal freigestellt!“

„Sie wird dich niemals lassen; dazu liebt sie dich zu sehr — die gibt dich nicht frei!“ Da beugte er sich an ihr Ohr und tauchte seine schönen dunklen Augen tief in die ihren — und künntest du dich schließlich nicht darüber hinwegsetzen? Mary, wir haben auch ein Recht auf Glück!“ flüsterte er leidenschaftlich, indem er sie heiß umfing.

Sie drängte ihn sanft von sich. „Geh, Wolf,“ sagte sie traurig und vorwurfsvoll, „geh! Wenn du keine Achtung mehr vor mir hast, mir das zu sagen, so ehre wenigstens das das Gewand, das ich trage!“

„Märchen,“ bat er, „verzeihe mir; ich bin ganz von Sinnen; seit ich dich wieder habe — weiß ich nicht mehr, was Recht und Unrecht ist! — Fühlst du denn nicht mit mir? O, du bist so kalt — Mary, die Qual meiner Ehe ist nicht zu beschreiben! — Und nun du hier — mir nahe und doch so unerreichbar! — Mary, noch einmal, hast du den Mut, mit mir zu gehen? — Ich will alles lassen um dich, Heimat, Beruf! — Wie ich dich liebe, Mary, ward noch kein Weib geliebt! Du kannst machen mit mir, was du willst — nur gehe mit mir — werde mein!“

Er lag zu ihren Füßen und umfaßte den schlanken Leib der Geliebten. Seine dunklen Augen blickten, flehten zu ihr mit bereitem Ausdruck empor. Traurig und ernst sah sie ihn an, und traurig und ernst sagte sie:

„Den Mut dazu, Geliebter, den hätte ich wohl — denn ich habe nichts mehr zu verlieren! Aber du — du weißt ja gar nicht, was du sprichst — bedenke, wer du bist! Was würdest du alles aufgeben? Rein, nein, unterbrich mich nicht! Du hast ein Kind, dem du Rücksicht schuldig bist — dann, Wolf, wenn ich nun nicht mehr bin, was hast du dann, — Sieh mich nicht so erschrocken an —“ und ganz leise fügte sie hinzu, „ich weiß es, Geliebter, ich fühle es, meine Jahre sind gezählt —“

Fest umklammerte er da ihren Leib und ein Schluchzen erschütterte seinen Körper; er vermochte nichts zu sagen; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Sie strich leise durch sein dunkles Haar, in dem schon so viele Silberfäden schimmerten. „Siehst du, mein Wolf, ich muß dir das sagen; wir müssen alles bedenken. Im vorigen Winter bin ich sehr krank gewesen; hatte mich überanstrengt; der Sommer brachte mir Seilung — aber jetzt fühle ich es wieder — ich habe Sehnsucht nach Ruhe — — ich bin so müde; ich möchte schlafen — schlafen — — nicht wahr, nun gehst du auch und läßt mich schlafen; es ist lange Mitternacht vorüber, Hasso schlummert

so süß; er braucht mich jetzt nicht. — Wir haben uns auch gesprochen; das hat mich doch befreit! — Sei gut, sei ruhig, mein Geliebter, es kann doch nun einmal nicht sein! Laß uns tragen, was uns auferlegt ist,“ redete sie beruhigend dem Fassungskosten zu — „und jetzt versprich mir, Wolf, daß du mich nicht lachst; meide mich — die Aufregungen schaden nur.“ Er erhob sich, nahm ihren Kopf in seine beiden Hände und blickte lange in ihr süßes Gesicht. „Rein, ich kann es nicht mehr! Du sollst mein Weib werden, ich sehe es durch! Dann wirst du auch gesunden — dir hat nur der Sonnenschein gefehlt, arme, zarte Blume! Nun küsse mich noch einmal; dann will ich gehen!“ Sie legte die Arme um seinen Hals; er drückte sie fest an sich, und mit einem langen innigen Kusse schieden sie.

Wieder waren einige Tage vergangen. Hasso war besser geworden; er hatte sich seiner tapferen Pflegerin angefreundet, und sie war rührend gut zu ihm. Sein Auge leuchtete freudig auf, wenn er sie beim Erwachen an seinem Bette sah, und sie durfte nicht von ihm. Mary verstand auch, auf seine kindlichen Ideen einzugehen und sich ihnen anzupassen — sie spielte mit ihm und erzählte ihm mit ihrer süßen beruhigenden Stimme Märchen, denen er mit Andacht lauschte. Wolf sah das alles mit wehmütiger Freude; er mußte immerfort an sein anderes Kind denken, das er nie gekannt hatte — das tot war — und seine Mary als Mutter desselben! Doktor Cornelius war aber noch nicht mit Hasso zufrieden; die Schwäche war noch zu groß. Er sprach seine Besorgnis darüber zu Mary aus, die ihn angstvoll ansah.

„O, lieber Doktor, retten Sie das Kind! Wir haben es doch schon so weit gebracht —“

Verwundert sah er sie an. „Sie haben viel Teilnahme, Konsuelo, und vergessen sich darüber ganz,“ sagte er langsam, einen prüfenden Blick in ihr Gesicht werfend. „Am liebsten möchte ich Sie ins Bett stecken und Vertretung für Sie senden, so elend sehen Sie aus. Ich kann es kaum verantworten. Unsere liebe Frau Hamann würde es mir nie verzeihen, wenn Sie krank werden.“

„Wer fragt nach mir! — ich bleibe, Doktor!“ entgegnete sie hartnäckig.

„Was ist?“ fragte Wolf, zu den beiden tretend, die er so eifrig sprechen sah.

„Ich konstatierte soeben, Herr Hauptmann, daß Schwester Konsuelo der Pfllege nicht mehr gewachsen ist,“ sagte der junge Arzt bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

## Spinnstuben im Vogelsberg und in den angrenzenden Gebieten.

Von Dr. Hermann Wolf, Gießen.

(Schluß.)

V.

Dem Treiben in der Spinnstube haften manche Züge an, die mir als Merkmale eines erwachsenen und von höherer Sitte unbeeinflussten Wesens zu verstehen sind; unsere Teilnahme ist da fern. Wenn wir aber ein Lied erklingen hören, dann merken wir auf und lauschen, was das Herz dieser einfachen Menschen bewegt, in deren inneres Leben wir nur selten einen Blick tun können. Man muß die Lieder singen hören. Die schlichten Worte geben nur einen schwachen Abganz von dem mit innigem Gefühl vorgetragenen Lied. Unebenheiten, die beim Lesen fühlbar werden, gehen unter im Gesang. Die Lieder vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht, und manche machen die Runde in deutschen Ländern. Der Lieberich der einzelnen Landschaften ist sehr verschieden; jede hat ihre bevorzugten Lieder, in denen sich Geist und Gemüt der Bewohner wieder spiegeln. Viele Lieder durchzieht ein wehmütiger, klagender Ton, und Liebesleid und Liebeslust sind immer wiederkehrende Motive.

Ich habe mir ein Büchlein gesehen, das die Aufschrift trägt: Liederbuch für Peter Richard, Schwarzenborn, den 23./I. 71. In diesem Büchlein hat der jetzt hochbetagte Mann die Lieder aufgezeichnet, die in seiner Jugend im tröstlichen Kreise der Spinnstube gelungen wurden. Es sind darunter manche bekannte Volkslieder; besonders anziehend und wertvoll aber wird die Sammlung durch die Lieder, die Peter Richard für seine Spinnstube selbst gedichtet hat. Einen breiten Raum nehmen die Liebeslieder ein, die sich aber zum Teil ihrer unverhallten (nicht entarteten, schnurrigen) und oft trostigen Sprache wegen der Wiedergabe entziehen. Dann folgen die Kriegslieder, die echt vaterländische Begeisterung atmen und einen guten Einblick in die Stimmung des damaligen Bauerntums gewähren. Als Proben dieser köst-

lichen Ergüsse aus der Volksseele lasse ich zwei Liebeslieder, ein Kriegslied und ein politisches Lied folgen:

Die Schöpfung.

Als der liebe Gott die Welt erschaffen;  
Schuf er Fische, Vögel und auch Affen;  
Aber mitten in die weite Welt  
Hat er auch den Adam hingestellt.

Wie nun Adam ist allein geblieben,  
Folglich keinen Handel hat getrieben,  
Sagte Gott, das ist ja auch nicht fein,  
Es muß eine Gattin bei ihm sein.

Wie nun Adam schlief, ist Gott gekommen,  
Hat ihm eine Rippe ausgenommen,  
Nahm die Rippe mit sich fort nach Haus,  
Macht ihm eine schöne Eva draus.

Als nun Adam von dem Schlaf erwachte,  
Und die junge Eva ihn anlachte,  
Sag, womit vertrieb er sich die Zeit?  
Davon schweigt des Sängers Höflichkeit.

Als nun Gott den Adam fragte,  
Wie die schöne Eva ihm behagte,  
Sprach er: Nehm mir alle Rippen raus,  
Mach mir lauter schöne Eva draus.

Die Reise nach Frankreich, die fällt mir so schwer,  
Du einziges Mädchen, wir sehn uns nicht mehr.

Sehn wir uns nicht wieder, so wünsch' ich dir Glück;  
Dahin schau, guter Jüngling, noch oftmals zurück.

Des Sonntags, früh morgens, da kam der Rabvort:  
Macht Euch fertig, Musiktiere, wir müssen jetzt fort.

Warum denn nicht morgen, warum denn gerade heut,  
Denn es ist ja heute Sonntag für uns schöne junge Leut,

Sie winkte mit den Augen, sie gab mir einen Kuss,  
Nun Adjes, mein liebes Schätzlein, die Reise geht los.

Kriegslied.

(Nach der Melodie: Prinz Eugen, der edle Ritter. . .)

Friedrich Karl sprach mit Bazäne,  
Tu ich mir bei Wez ein Bene,  
Ich kann warten, General!  
Hast du auch gar viele Truppen,  
Durch laß ich dich doch nicht schluppen,  
Schließlich kriegen wir Euch all!

Und er kommt ihn fest und fetter,  
Bis Bazäne klagt: „Rein Bester!  
Das ist nicht nach meinem Sinn,  
Aus ist es mit meinem Witz,  
Nimm die Truppen und Geschütze,  
Ich geh jetzt zu Muttern hin!“

Nachten Trochu und der Favre:  
„An Paris zerbrecht ihr aber  
Euch den Kopf gewiß entzwei!“  
Doch der Wilhelm ließ ganz heiter  
Transportieren das Schießzeug weiter,  
Rief den Woltke sich herbei.

Und sie warten, bis der Wagen  
Ratt' und Müse kommt vertragen,  
Und es jenen dämlich wird,  
Anstätt wollten sie probieren,  
Da tat man sie bombardieren,  
Bis Paris hat kapituliert.

Ein Ruf zum 3. März 1871.

In Frost und Regennächten,  
In Glut und Pulverdampf,  
In hundert Blutgeschichten,  
Stand ich für Dich im Kampf.  
Für Dich trag ich die Wunde!  
Ich blutete für Dich. —  
Wohlan! Nun eine Stunde  
Kuch in den Kampf für mich!

In heißen Kugelschauern,  
In wildem Schlachtgeräusch,  
Wir hielten wie die Mauer  
Auf unserm Posten aus.  
Und mocht es Ströme kosten  
Des Bluts, wir wankten nicht  
Wohlan! Auf eure Posten  
Kuch heute auch die Pflicht.

Wir schütten Deutschlands Erde,  
Kein Feind hat sie verletzt.

Schlagt un s haheim am Herde  
Dafür die Freiheit jezt!  
Und schlagt ihr nicht Franzosen,  
Schlagt Junker nun im Streit,  
Klopft ihr nicht rote Hosen,  
Klopft schwarze Kutten heut!

Zum Kampf! Für 30 Wochen  
Nur einen Tag, ihr Herrn!  
Was ihr uns sonst versprochen,  
Wir schenken es euch gern;  
Bringt ihr statt Lorbeerreiser,  
Statt eures Dankes Braus,  
Statt lichterheller Häuser  
Uns ein erleuchtet Haus.

11. 3. 71.

VI

In den Gegenden, wo die alte Spinnstube noch vor zehn bis zwanzig Jahren in Mäite stand, im Vogelsberg, im Knüll und im Hohen Westerwald versammelten sich auch heute noch die Mädchen und Burschen zur Winterszeit, um die langen Abende gemeinsam zu verbringen. Aber das Spinnrad ist verschwunden, nur der Name Spinnstube, den diese geselligen Vereinigungen weiterführen, erinnert an den ursprünglichen Zweck. Handarbeiten wie Stricken und Häkeln haben das Spinnen abgelöst. Der Bedarf an gestrickten Sachen ist natürlich viel geringer als der an Leinwand und Tuch. Es bedarf nicht mehr des regen Fleißes, um die Arbeit zeitig zu Ende zu bringen. Das war in der alten Spinnstube anders: ein Mädchen mußte in Schwarzenborn einen Strang (= 30 Gebinde, 1 Gebinde = 40 Faden, 1 Faden = Umfang des Kaspels<sup>1)</sup>) am Tage spinnen. In der Spinnstube setzte man nur die Arbeit fort, die die ganze Woche bis Samstag um 2 Uhr mit Eifer auch zu Hause betrieben wurde. Wenn das Mädchen am Abend noch etwa 10—12 Gebinde (Kabelschrauben) spinnen wollte, mußte es sich bei seiner Arbeit tummeln. Die Mutter sah streng darauf, daß das festgesetzte Maß eingehalten wurde; sonst mußte die Säumige früh aufstehen und das Fehlende nachholen. Dieser heilsame Zwang zur Arbeit fehlt heute oft: aus der Arbeitsstube ist eine Stube des heiteren Spiels und der lärmenden Freude geworden. Das „Saure Wochen, frohe Feste“ der alten Zeit hat für die heutige Spinnstube keine Geltung mehr. Neue Einflüsse gehen von den heimgekehrten Soldaten aus; sie bringen die Lieder mit, die sie in der Kaserne gehört oder auf Märchen ihren Kameraden abgeläuscht haben (es sind nicht immer die besten). Der Liebesdank des Dorfes wird so zwar bereichert, aber sein heimatliches Gepräge leidet not. Mit dem Spinnen hängen verschiedene alte Bräuche zusammen, die auch dem Untergang geweiht sind. Beim Einzug brachte die Braut einen Wagen Flachs, ein Spinnrad, einen Schwingelock und einen Kaspel (Weiße) mit. In manchen Orten im Knüll werden die Spinngeräte heute noch mitgegeben, obgleich sie oft kaum mehr benutzt werden. Die Wägel bekamen im Knüll und anderwärts ein Viertel Aker (= 6 Ar) mit 2—3 Morgen Weizen eingesät. Der Flachs wurde gereift, ins Wasser gelegt und getrocknet; dann hatte das Mädchen Verfügung darüber. Im Frühjahr bekam sie 8 bis 14 Tage Urlaub, um den Flachs fertig zu machen. Sie besorgte sich damit ihre Wäsche und später auch ihre Aussteuer. In den Städten schenkte die Herrschaft den Dienstmädchen fertiges Leinen, eine Sitte, die heute noch von sorgsamem Hausfrauen, besonders bei älteren Diensthöfen, an Weihnachten geübt wird. Man dürfte nicht schlagern, wenn man das Flachsfeld der Wägel auf dem Lande mit dem Schenken von Weibzeug an Weihnachten in Zusammenhang bringt.

Immer mehr schwinden die Besonderheiten des ländlichen Lebens. An die Stelle der alten Heberlieferung, an der viele Landstriche lange mit stolzem Bewußtsein festgehalten haben, treten häßliche Gepflogenheiten, die mit dem ursprünglichen Wesen der Bewohner unvereinbar sind und den Stempel des Fremdartigen an der Stirne tragen. Der Verlust des besonderen, persönlichen Lebens hat dann oft genug eine innere Leere und geistige Verarmung im Gefolge, die zu dumpfer Ergebung in das Geschick und zur Unzufriedenheit führen. Wo aber noch Reste landschaftlicher Eigentümlichkeiten erhalten sind, suche man sie nicht mit Gewalt auszurotten. Die Spinnstube sollte unseren Burschen und Mädchen im Vogelsberg und überall, wo sie noch nicht ganz untergegangen ist, erhalten werden, wenn sie auch ihren eigentlichen Zweck verloren hat. Sie ist die ehrwürdige Form, in der die ländliche Jugend ihre Freuden sucht. Man hege und behüte das Heim der Spinnstube im Bauernhaus und bränge die jungen Leute nicht in die Wirtschaften: man zerstöre nicht die Stätte, wo die ländliche Eigenart noch am schönsten gepflegt werden kann.

<sup>1)</sup> Die Kaspel in Schwarzenborn hatte einen Umfang von 2,49 Meter; von Zeit zu Zeit wurden alle ins Rathaus gebracht und von dem Cämmerer aus Homberg gemessen. Solche Maßnahmen zeugen für den ausgedehnten, streng geregelten Betrieb und werden dadurch verständlich, daß in früheren Jahren viele Leute über den eigenen Bedarf Flachs zogen, zu Garn verarbeiteten und strangweise in den Handel brachten.

## Villa Nähadelsruh.

Eine tragikomische Geschichte. Von Hedwig Lehmann.

Das Landhaus des Rentners Bach gehört zu den hübschesten des anmutigen märkischen Baderortes, der hier Lichtenrade heißen mag. Durch seine vornehme Freundlichkeit fällt es jedem Kenner auf, und das gefühlsmäßige Urteil müßte lauten: „Hier ist gut sein.“

Höflich erkannt war noch vor kurzem der Ueingekehrte, wenn er an das kleine Türschild herantrat, um den Namen der Villa oder des Mannes zu lesen, der dieses Muster einer modernen, bürgerlichen Behausung in die lustige Gartenbucht hineingebaut und freundliches Strauchwerk und Blumen davor gesetzt hatte.

„Villa Nähadelsruh“ las er zu seinem Befremden. Und kopfschüttelnd dachte er wohl, daß der humorvolle Schneider, der sich hier zur Ruhe gesetzt hatte, kein ganz alltäglicher Mensch sein könne. Und damit hatte er recht. Das Unalltägliche Bachs drückte sich schon in seiner Erscheinung aus. Er war ein gut mittelgroßer Mann mit überrassend feinen, freundlichen und intelligenten Gesichtszügen, ein hoher Sechziger von geübter, biegsamer Gagerkeit. Seine Kleidung war vollendet nach Sit und Material, aber stets etwas afimodisch. Er hatte es nicht mehr nötig, „die neueste Mode spazieren zu tragen.“ Man hätte ihn sehr wohl für einen Geistesarbeiter halten können.

Dem Sohn Bachs, dem Fabrikanten, der mit Weib und Kind beim Vater wohnte, war der Name der Villa ein stetig an seinem Herzen nagender Wurm. Und daß der Alte in seinem schmucken Herrenzimmer seine erste Nähmaschine, eine ehrwürdige „Howe“, stehen hatte, erweckte in ihm den schmerzlichen Zweifel, ob das Renommieren des Vaters mit Herkunft und geschäftlicher Tüchtigkeit nicht pathologisch sei.

Als der Enkel geboren wurde, der vielleicht einst Offizier, Hochschullehrer oder hoher Staatsbeamter werden würde, hatte Bach jun. versucht, den Vater zu bestimmen, daß er den Namen der Villa ändere und die alte Howe aus der Gemeinschaft der ehlen Eichenmöbel des Herrenzimmers entferne. Er könne ihr ja einen eigenen Pavillon bauen, hatte er allen Ernstes gesagt.

Der Alte hatte entschieden abgelehnt. Der Pavillon sei doch nur eine Ausflucht der Feigheit.

„Ich habe viele Maschinen gehabt,“ sagte er zum Schluß, „aber diese ist gleichsam die Mutter der andern, die Mutter alles Hübschen, das ich Lisa schenke, die Mutter meines ganzen, behaglichen Lebens. Darum gebührt ihr Dank und Ehre, und darum bleibt sie da.“

Als Gerd, den sein Großvater zärtlich liebte, fünf Jahre alt war, nahm der junge Bach dies als Anlaß, dem Vater seinen brennenden Wunsch wieder einmal nahe zu legen.

Aber der alte Herr sagte: „Die Maschine ist von der Mitgift Deiner guten Mutter angekauft. Sie hat sich in den ersten, schweren Jahren neben reichlicher Hausarbeit tüchtig daran plagen müssen, und ihre Tränen sind darauf gefallen, als Dein Schwesterchen starb. Dem Fortkommen des Jungen wird die alte Howe nicht schaden, wenn er nur selbst ein tüchtiger Kerl ist. Goethens Großvater war auch bloß Schneider. Sie wird keinen genieren, der sich mit dem Namen meines Hauses abgefunden hat. Und wem der nicht paßt, der mag auf der Schwelle umkehren.“

Eine schwüle Stimmung herrschte fortan zwischen Vater und Sohn und zog die andern in Mitleidenschaft. Am meisten litt Frau Lisa, die Feine, Vornehme, darunter. Sie stand ihrem Wesen nach dem Schwiegervater näher als dem Gatten, fühlte sich auf ihrem Boden so sicher wie der Alte auf dem feintigen, während der Fabrikant unruhig vorwärts und zurück schaute. Und doch mißtraute ihr Bach. Da sie nicht aus sich herausging, nahm er an, daß sie im Grunde mit ihrem Manne übereinstimme. Aber sie schwieg nur, weil sie nicht zu schlichten wußte. Ehrte sie ihres Schwiegervaters Anschauungen, so verstand sie auch den zornigen Kummer ihres Gatten, den sie durch all ihre freundlichen Vorstellungen nicht zu beschwichtigen vermochte.

Es wurde von Tag zu Tag ungemütlicher in der Villa Nähadelsruh. Selbst die sonst so munteren Dienstmoten gingen schen umher und sahen die Herrschaft nicht an, um darzutun, daß sie nicht um deren Unfrieden wüßten. Und nun schaute auch das Bübchen fragend von einem zum andern, verlangte nicht mehr nach dem Großvater und fürchtete sich vor des Vaters finsterner Stirn.

Einmal, als Lisa im Zimmer saß, kam der Kleine herein und setzte sich auf den Schemel zu ihren Füßen. Sie streichelte sein feines, goldenes Haar, über das ein Sonnenstrahl durch Regenwolken fiel, und bog sein Köpfchen rückwärts gegen ihr Knie. Sinnend betrachtete sie die reinen Linien seiner Stirn, sein grades, schmales Näschen, die schöne Zeichnung von Mund und Kinn. Wie er dem Großvater glich! Ihr Gatte war braun und robuster, seiner verhorbenen Mutter ähnlich.

Und eine förmliche Sehnsucht faßte sie nach einem freundlichen Blick aus den guten, klugen Augen ihres Schwiegervaters, nach seinem lebensheitern Lächeln. Sie beugte sich über das aufwärts gewandte Gesicht ihres Kindes und küßte es auf die Stirn. Dabei bemerkte sie das Spielzeug in seinem Schoß. Es war ein Stück Zeug, das mit einem Baumwollfaden, der in einer Stopfnadel hing, ganz zusammengezogen war. Sie lächelte über

das wunderliche Ding. Da kopfte es und Bach trat herein. Lisa begrüßte erfrucht den Schwiegervater, und auch Gerd stand artig auf, dem Großpapa ein Händchen zu geben. Dann setzte er sich wieder seiner Mutter zu Füßen.

Bach, der dicht bei beiden Platz genommen hatte, war in Verlegenheit, was für ein Gesicht er machen sollte. Er hatte Lisa so lieb, und nun war er irrt an ihr geworden. Und doch glaubte er den Besuch nicht umgeben zu können. In einigen Tagen war Lisas Geburtstag, da mußte er sein diplomatisch hören, was sie gern hätte. Etwas hilflos sah er umher, trotz dem Bemühen der Tochter, ihm ihre Freude über seinen Besuch zu zeigen. Plötzlich lenkte eine ihm sehr bekannte, charakteristische Armbewegung des Kindes seine Wicke auf sich. Gerd hielt sein Nähzeug richtig in der Linken, Diefernst und eifrig zog er den Faden. Bach sah erst überrascht, dann immer freundlicher auf das Tun des Kleinen. Es fiel ihm eine Last vom Herzen. Mochte sein Sohn denken, wie er wollte, daß er der Tochter nicht mißtrauen brauchte, sah er an der Danierung des Kindes. Er wurde ganz hüter und fragte nach Großvaterart den Kleinen, was er werden wollte.

„Schneider, Großpapa,“ sagte ernsthaft das Kind. „So, so, mein Junge,“ meinte Bach verblüfft. Er empfand mit einem Mal eine wunderliche Unruhe und empfahl sich bald mit freundlichem, etwas zerkümmertem Wesen.

Der Morgen von Lisas Geburtstag war da. Ein Naimorgen, so schön er nach einigen Regentagen nur sein kann. Blütende Tropfen hingen noch in den Blütenkelchen und an den Blattspitzen lieblich anzusehen, wie Tränen auf einer im Lächeln gerundeten Kinderwange.

Und im Zimmer duftete es vom Garten herein und von den Schalen und Vasen, die liebende Hände aus der Kiste draußen geschmückt hatten. Auf einem Tischchen lag eine Mappe mit schönen Stichen, das Geschenk des Schwiegervaters. Gerührt küßte Lisa ihm die Wangen. Wie lieb und gut er war und wieder ganz der Alte. Nein, doch nicht ganz. Ging er nicht etwas gebeugt? Und wo war seine Heiterkeit, das lebenswürdige Selbstbewußtsein?

Da sagte der Vater: „Komm Lisa, ich hab' noch etwas für dich.“ Er führte sie auf sein Zimmer und wies nach einem leeren Platz. Die Nähmaschine hatte dort gestanden.

„Sie hat sich in mein Schlafzimmer zurückgezogen,“ sagte Bach mit leisem, etwas kopfrigem Lachen. Lisa schaute den Vater verwundert an. Ein bißchen wehmütig war sein Gesicht trotz des Lachens.

„Und noch etwas, Lisa.“ Er geleitete sie zur Eingangstür des Vorgartens. Lisa erkannte schon von der Seite, daß ein anderes Schild angebracht war, ein lustiges hölzernes, anstelle des alten, eisernen. Und nun stand sie mit großen Augen davor.

„Villa Lisa“ leuchtete es in schöner, gotischer Schrift von dem weißen Felde. Die Majuskeln waren kunstvoll ausgeführt. Nliederbüsten drängten sich über das Gitter an die Tafel. Die junge Frau stand da, ganz benommen.

„Es ist wohl besser so, Lieschen,“ sagte der Vater, als sie wieder im Garten waren. Und als sie in der Ueberraschung, die keine durchaus freudige war, schamhaft ein paar alltägliche Worte stammelte, fuhr er leise fort: „Siehst du, als Gerd reiflich nähte...“

Er hockte, verlegen, hilflos. Lisa forschte liebevoll in den klugen, grauen Augen, die in ihrem Antlitz zu lesen sich bemühten.

„Daß ich's nur geliche, einen richtigen Schreden habe ich bekommen. Es heißt ja immer, der Junge sei mir wie aus den Augen geschritten, und ich war so ein eifriger Schneider! Ich habe sogar einmal mit Erfolg die Westen einen Zentimeter länger gemacht, als sie in Paris und London getragen wurden. Wenn mir der Junge nun auch in der Hinsicht ähnlich wäre...!“

Da hatte Lisa ein feines, leises Lachen, das aus dem Dämmer ihres Bewußtseins kam, und das auch Bach nicht verstand.

„Ach, Papa, das Leben ist wunderbar,“ sagte sie, ohne noch recht zu wissen, warum.

Erst später am Tage erfaßte sie den Zusammenhang und wehmütig lächelnd dachte sie: „Ja, es ist wohl besser so. Aber daß es mit dem Stolz des lieben Vaters besahlt werden muß, ist bitter.“ Und es war ihr, als habe von den guten Geistern der Villa Nadelruh der beste sich leise hinweggehohlen.

### Rätsel.

Mit „a“ ist es ein nützlich Instrument,  
Mit „u“ es jeder Mensch sein eigen nennt.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

	B	K	G					
	r	r	r					
	a	a	a					
B	r	a	u	n	b	i	e	r
K	r	a	n	k	h	e	i	t
G	r	a	b	h	ü	g	e	l
	i	e	g					
	e	i	e					
	r	t	l					